



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Busch, Moritz: Bismarck und die Religion.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bismarck und die Religion.

Von Moritz Busch.



In der folgenden Darstellung wird der Versuch unternommen, den Reichskanzler durch Gruppierung einer Reihe öffentlicher und privater Äußerungen desselben sich nach seiner Stellung zu den göttlichen Dingen selbst charakterisiren zu lassen. Dabei wird aber mit besondrer Behutsamkeit zu Werke zu gehen sein, und noch mehr wie bei Betrachtungen, welche Bismarck in seiner Eigenschaft als Politiker zu erkennen bemüht sind, werden wir uns hier vor generalisirender Behandlung in Acht zu nehmen haben. Das ziemlich reiche Material, das uns zur Beurteilung des Verhaltens des Fürsten zur Religion vorliegt, ist nicht durchaus von gleichem Werte, es will gesichtet sein, und zwar noch sorgfältiger als das, welches für Schlüsse auf andre Züge seiner geistigen Physiognomie zur Hand ist.

Man kann eine Abhandlung über Goethe als Politiker, als Patriot oder Kosmopoliten schreiben und damit nur zu halb wahren oder ganz unrichtigen Ergebnissen gelangen, wenn man die Meinungskundgebungen desselben, die dabei zur Grundlage dienen und als Belege angeführt werden, nicht auf ihre Zeit und ihren unmittelbaren Zweck, auf ihre Entstehung und ihren Zusammenhang ansieht. Sie sind nach der Entwicklungsperiode des Denkers und Dichters, in die sie fallen, nach der Stimmung, in der er sich gerade befand, nach den Einflüssen, welche die eben herrschende Philosophie und die um ihn werdenden oder ihn fertig umgebenden staatlichen Zustände auf ihn üben konnten, endlich auch nach den Personen zu beurteilen, an die er sich mit ihnen wendete. Erst dann werden sie ihre rechte Bewertung finden, und erst dann wird sich das Vorwiegende und Bleibende in ihrer Gesamtheit nach seiner wahren historischen Bedeutung herausstellen. Wer anders verfährt — und man ist in der That vielfach anders verfahren —, wer gar mit vorgefaßter Meinung sucht und zusammenfügt, kann uns ebenso leicht deduziren, daß Goethe ein „Fürstensknecht,“ ein Reaktionär, ein vaterlandsloser Geist, als daß er das Gegenteil von dem allen gewesen sei. Sogar zu einer Art Sozialisten mit Phalanstère-Ideen vornehmeren Zuschnitts kann man ihn auf diesem Wege machen, wenn man Kapitel aus Meisters Wanderjahren heranzieht. Dasselbe aber gilt in noch höherem Grade von seiner Stellung zur Religion und Kirche. Man kann aus seinen Dichtungen und seiner Korrespondenz Stellen herausgreifen, welche zu beweisen scheinen, daß er ein Heide oder ein Pantheist gewesen sei, und ein anderer kann mit andern Belegen ebenso einleuchtend darthun, daß er christlich gedacht und

empfundene habe. Selbst einen begeisterten Apologeten des Katholizismus können wir in ihm erblicken, wenn wir uns an die Schlussszene im zweiten Teile des „Faust“ oder an gewisse Äußerungen in „Wahrheit und Dichtung“ erinnern. Die letztern, in das Jahr 1812 gehörig, sind eine geradezu erstaunliche Verherrlichung des Wesens und der Einrichtung der päpstlichen Kirche, namentlich der sieben Sakramente und vor allem der Priesterweihe.*) Aber kurz vorher hatte sich Goethe als Spinozist mit leidenschaftlicher Abneigung gegen das Christentum ausgesprochen, und kurz nachher spottete er als persischer Derwisch über das Mysterium der kirchlichen Dreieinigkeit.

Nun scheint es, als ob bei Bismarck die Wahrheit in Betreff seines religiösen Glaubens nicht so schwer herauszufinden sei als bei Goethe; denn wir begegnen bei ihm sehr selten Äußerungen dieses Glaubens, die sich mit andern nicht wohl vereinigen lassen, und niemals Gedanken über die Sache, welche früher von ihm ausgesprochenen direkt gegenüberstehen. Gleichwohl werden wir nicht umhin können, uns vor Verwendung des Materials, das er uns geliefert hat, die oben angedeuteten Fragen und vielleicht noch einige andre vorzulegen.

Als sicher ist von vornherein anzunehmen, daß Bismarck nicht zu allen Zeiten derselbe, daß er nie ganz mit sich fertig gewesen ist. Wie auf politischem Gebiete, hat er auch auf religiösem nachweislich, und wie er selbst einmal zugestehet, verschiedene Entwicklungsstufen eingenommen. Er hat seine rationalistische Periode durchgemacht, er hat dann eine Zeit durchlebt, wo er ungläubig oder wo ihm die Religion wenigstens kein Bedürfnis war, er äußerte sich später in sehr entschiedener Weise dergestalt, daß man annehmen muß, er stehe auf christlichem, ja auf konfessionellem Standpunkte, und er scheint in den letzten Jahren davon nur soviel behalten zu haben, daß wir ihn einfach als tiefreligiösen Geist bezeichnen können, der fest an Gott, an eine göttliche Ordnung und eine persönliche Fortdauer nach dem Tode glaubt, seine Pflicht aus diesem Glauben herleitet und seine Kraft zu deren Erfüllung aus ihm zu schöpfen gewohnt ist, aber wenig auf die Konfession giebt, nichts von Unduldsamkeit wissen will und kein starkes Verlangen empfindet, sich mit kirchlichen Observanzen und dem Genuß der Gnadenmittel zu erbauen.

Die äußern Einflüsse und die innern Vorgänge und Zustände, die auf diese Wandlungen einwirkten, sind zum Teil nicht schwer zu erkennen. Die Jugend des Fürsten fiel in eine Zeit, wo der Rationalismus noch weite Kreise beherrschte. Seine Mutter war eine vorwiegend verständige, aufgeklärte Frau, sein Vater ein Mann von Gemüt, aber ohne besonders tiefgehendes Begehren nach Bekanntschaft und Einklang mit der überirdischen Welt. Die Schulen, in welchen der Sohn dann seine erste Bildung erhielt, waren auch nicht geeignet, eine re-

*) Man findet sie in der Cottaschen Duodeztausgabe der Goetheschen Werke, Band 21. Seite 89 bis 94.

ligiöse Stimmung und religiöse Bedürfnisse zu erwecken und zu stärken, die Universität und der Umgang mit den Freunden der nächstfolgenden Zeit noch weniger. Es war die Periode seines Lebens, wo er sich durch allerlei Exzentrizitäten den Namen des „tollen Junkers“ erwarb, ein Seelenzustand voll Gährung, Rausch und Sturm, voll Übermut und Unfug. Doch war diese Zeit nicht ganz ohne Streben nach Höherem und Besserem, und das Ende war Überdruß an dem bisherigen Treiben und Sehnsucht nach Flucht aus dem Verdruß, den es zur Folge gehabt. „Wie viele ihrer Dichter, sagt Goethe, indem er vom Trübsinn in den Werken englischer Poeten spricht,*) haben nicht in der Jugend ein loses und rauschendes Leben geführt und sich früh berechtigt gefunden, die irdischen Dinge der Eitelkeit anzulagen.“ Das hat offenbar auch von der schon damals im Grunde ernstesten Natur Bismarcks zu gelten. Vielleicht regten ihn solche Dichtungen nebenher an. Ferner hatte er sich in der Zwischenzeit zwischen seinen Studentenjahren und dem Beginn dieser Umkehr mit Spinoza bekannt gemacht, und wenn wir auch nicht wissen, wie weit er sich dessen Weltanschauung damals angeeignet hat, so dürfen wir doch vermuten, daß sie auf ihn gewirkt hat und Mitursache des Welt Schmerzes gewesen ist, der ihn in jenen Tagen ergriff und noch lange nachher erfüllte. Auch körperliche Zustände werden beigetragen haben, wenn die Welt ihm öde und düster erschien. Er unterschreibt sich in einem Briefe an seine Schwester (August 1846), allerdings halb im Scherze, „dein schwindfüchtiger Bruder.“ Auch an andre Leiden, die Melancholie zur Folge haben, z. B. an verstimimte Nerven, dürfen wir denken. Endlich waren seine Vermögensverhältnisse in dieser Epoche seiner Entwicklung einige Jahre lang dazu angethan, ihn schwermütig zu machen und Sehnsucht nach Zurückgezogenheit aus der Welt zu erzeugen. Es war eine Gemütsverfassung, in welcher er einmal „mit den letzten tausend Thalern“ in die polnischen Wälder auswandern wollte, um dort als einsamer Farmer und Jäger ein neues Leben zu beginnen. Ein anderer, ein Katholik, hätte vermutlich daran gedacht, Einsiedler in härterer Kutte zu werden oder in ein Kloster mit strenger Observanz zu gehen.

So war der jetzt an der Wende zwischen den zwanziger und den dreißiger Jahren Stehende vorbereitet, in ein andres Stadium seines seelischen Werdens einzutreten, und wir werden kaum irren, wenn wir annehmen, daß die Liebe zu seiner spätern Gemahlin dabei die Führerin war oder doch das in ihm Keimende zum Aufsprießen brachte. Johanna von Puttkamer war die Tochter eines frommen Hauses, auf das der Geist Herrnhuts stark gewirkt hatte. Daß der Junker vom „Aneiphof,“ der junge Mann, aus dem der „eiserne Kanzler“ werden sollte, diesem Geiste zugänglich war, darf nach dem Gesagten nicht Wunder nehmen, zumal er einem weichen Zuge im Charakter Bismarcks entsprach, dem wir auch

*) A. a. O., Band 22, S. 161.

sonst nicht selten begegnen. Ein Wohlgefallen an den Süßlichkeiten des Herrnhutertums, Enthusiasmus für das Lämmleinpiel und das bedenkliche Schwelgen in der Seitenwunde des Gekreuzigten werden wir bei ihm gewiß nicht vermuten dürfen, wohl aber Freude an dem bessern Inhalte jener Form des Pietismus. Auch Goethe, der „Heide,“*) fühlte sich von dem Wesen der Brüdergemeinde, „dieser Gesellschaft, die sich unter der Siegesfahne Christi versammelte,“ in seinen jüngern Jahren lebhaft angezogen.

Die Zahl frommer, wenigstens kirchlicher Häuser war mittlerweile in den Kreisen des preußischen Adels größer geworden. Bei den einen war es innerer Drang, bei den andern Mode und guter Ton, wenn seit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms des Vierten supranaturalistische, pietistische und orthodoxe Strömungen den bisher rationalistisch bestellten oder mit Gedanken Rousseaus und Voltaires besäten Boden der höhern Schichten der Gesellschaft überfluteten und durchtränkten. Der Rationalismus war gar zu flach, trocken und unfruchtbar und nebenbei vulgär gewesen, er hatte dem Herzen und der Phantasie zu wenig geboten, und er war mit dem Liberalismus verwandt, der sich anschickte, die Reste der feudalen Rechte, welche die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung übrig gelassen, ebenfalls zu beseitigen. Die Lehre Hegels war nicht für Damen und ihnen nahestehende Gefühlsmenschen, und sie hatte im Junghegelianismus einen Zweig getrieben, der das Bestehende noch mehr gefährdete als die rationalistische Doktrin. Die Revolution zeigte sich als Gewitterwolke am westlichen und südlichen Horizont, und das Christentum mit seiner Predigt der Demut, Entsagung und Entbehrung erschien vielen besorgten Geistern als die einzige Macht, welche die Gefahr zerstreuen konnte. Auf der ganzen Verteidigungslinie von Bunsen bis zu Stahl und Gerlach gewöhnte man sich nach dem Beispiel an Allerhöchster Stelle an salbungsvolle Rede. Das alte Dogma von der Erbsünde, von der gründlichen Verderbnis der menschlichen Natur wurde wieder ausgegraben und in den Vordergrund gerückt. Die ganze sichtbare Welt war von der Zeit des Sündenfalles her böse, alles war böse, was der Natur nicht widersprach, Selbstzufriedenheit das größte Verbrechen; nicht aus dem Innern, von außen, von obenher kam das Heil.

In einen Kreis ähnlicher Ideen trat Bismarck um die Zeit seiner Verheiratung ein. Derselbe umgab ihn auch von anderer Seite her als aus der Buttammer'schen Familie und war die Atmosphäre, in welcher der junge Edelmann von jetzt an einige Jahre zum guten Teile lebte. Diese Auffassung des Menschen und der Welt schloß sich eng an die trübe, unbefriedigte, sehnsüchtige Stimmung an, mit der er ihr entgegengekommen war. Bismarck fühlte sich — so haben wir uns die Sache ungefähr vorzustellen — durch das Positive, das er mit jenen Ideen gewann, gehoben und innerlich vertieft, gestärkt und be-

*) N. a. D., Band 22, S. 229.

befreit von der Misere, die er hinter sich sah. Es war ihm leer zu Mute gewesen, jetzt strömte ihm neuer wohlthuernder Inhalt zu. Auf Dunkel folgte himmlische Helle. Er war selig, ein Christ geworden zu sein, und diese Empfindung verschmolz mit der Befriedigung über sein Eheglück. In einem an seine Gemahlin gerichteten Brief vom Juli 1851 sagt er: „Vorgestern war ich zu Mittag in Wiesbaden bei ** und habe mir mit einem Gemisch von Wehmut und altkluger Weisheit die Stätten früherer Thorheit angesehen. Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner einundzwanzigjähriger Jugend nutzlos verbrauchte und schale Reigen zurückließ. . . Wie hat meine Weltanschauung doch in den vierzehn Jahren seitdem so viele Verwandlungen durchgemacht, von denen ich immer die gerade gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserm innern Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos verwelken, bis wieder vierzehn Jahre vorüber sind. . . Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne dich und die Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde.“ Um dieselbe Zeit regt sich in ihm der Trieb, andern zur Erreichung des Standpunktes zu verhelfen, den er gewonnen hat. Auf einer Vergnügungstour von Frankfurt nach Rüdelsheim hat er sein Neues Testament mitgenommen und führt abends auf dem Balkon des Gasthauses mit dem einen seiner beiden Begleiter „christliche Gespräche,“ wobei er ohne Erfolg „lange an der Rousseauschen Tugendhaftigkeit seiner Seele rüttelt.“

Wir dürfen vermuten, daß alle äußern Einflüsse, die Bismarcks Hinwendung zu christlichem Denken und Streben veranlassen halfen, bei der Selbständigkeit seines Wesens erfolglos geblieben sein oder ihn doch nicht auf die Dauer beherrscht haben würden, wenn der Welt Schmerz seiner Jugend ihn nicht, bald zurückgedrängt auf den Grund seiner Seele, bald mit lauter Klage ihm auf die Lippen steigend oder in die Feder fließend, durch sein späteres Leben begleitet hätte, wenn ferner das Christentum ihm nicht als Fundament des Staates und als Bollwerk gegen den revolutionären Zeitgeist, also als politisches Verteidigungsmittel erschienen wäre, und wenn endlich, theologisch zu sprechen, der Glaube an einen persönlichen Gott und ein ewiges Leben des menschlichen Individuums ihm nicht als Kompaß und Leitstern für sein Thun, als Quelle von Kraft und Trost in den schweren Wirrnissen und Kämpfen seiner staatsmännischen Laufbahn gedient hätte.

Das Christentum ist die Religion der Weltverachtung. Die Erde und das irdische Dasein des Menschen ist ihm im Gegensatz zum antiken

Heidentum und der Renaissance, denen die Natur wahr und heilig, und deren Kultus die Freude an der Welt, deren Tugend voll entfaltete und durch Gesetz und Sitte vor Übermut und Übermaß gewahrte Kraft war, Eitelkeit der Eitelkeiten, heil- und wesenloser Schein und Tand. Nur jenseits, droben ist das wahre Leben. Mit dieser Geringschätzung der Welt ist aber, wie bereits angedeutet wurde, der Welt Schmerz verwandt, der den Fürsten auch in seinen höheren Mannesjahren von Zeit zu Zeit und wahrscheinlich häufiger, als wir wissen, überkam, und der ihn noch heute in stillen und müden Stunden bisweilen beschleicht. Die Ursachen dieser Erscheinung mögen zum Teil mit seinem Gesundheitszustande, zum Teil auch mit Kränkungen und Enttäuschungen zusammenhängen. Es wird auch auf Bismarck Anwendung leiden, wenn Goethe am zuletzt angeführten Orte zur Erklärung der Melancholie englischer Dichter bemerkt: „Wie viele derselben haben sich in den Weltgeschäften versucht und im Parlament, bei Hofe, im Ministerium, auf Gesandtschaftsposten eine Rolle gespielt und sich bei innern Unruhen, Staats- und Regierungsveränderungen mitwirkend erwiesen und wo nicht an sich selbst, doch an ihren Freunden und Gönnern öfter traurige als erfreuliche Erfahrungen gemacht. . . Aber auch nur Zuschauer von so großen Ereignissen zu sein, fordert den Menschen zum Ernst auf, und wohin kann der Ernst weiter führen, als zur Betrachtung der Vergänglichkeit und des Unwertes der irdischen Dinge.“ Genug, Bismarck hat immer an Trübsinnsanfällen gelitten, der Welt Schmerz geht wie eine unaufgelöste Dissonanz neben der Harmonie seines Lebens her, und so darf man mit gewisser Einschränkung behaupten: er ist zunächst deshalb Christ, weil seine tiefe und starke Empfindung der Vergänglichkeit und Wertlosigkeit des Erdenlebens in allen seinen Erscheinungen ihn dazu prädisponirt.

Beispiele, die darauf hinweisen, finden sich in seiner Privatkorrespondenz nicht selten, und ebenso lassen sich mündliche Äußerungen des Fürsten als Belege dafür anführen. In einem Schreiben an seine Frau, das Petersburg, 2. Juli 1859 datirt ist, begegnen wir nach schweren Bedenken, die ihm die „mehr und mehr in das österreichische Kielwasser hineingleitende Politik Preußen“ einflößt, der Stelle: „Wie Gott will! Es ist hier alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wassermögen und das Meer bleibt. [Das Bild, wenn nicht einem Psalm entnommen, ist wohl ein Nachklang seiner spinozistischen Studien, das Meer könnte die Substanz, die Wassermögen könnten die Modi sein.] Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob nun das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und einem Österreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Ähnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht; auch die Dummen und die Klugen sehen, reinlich skelettirt, ziemlich einer wie der andre aus. [Vgl. Hamlet auf dem Friedhofe.] Den spezifischen Patriotismus wird

man allerdings mit dieser Betrachtung los, aber es wäre auch jetzt zum verzweifeln, wenn wir auf den mit unsrer Seligkeit angewiesen wären.“ In einem Briefe aus dem August 1861, in welchem er seinen Schwager Oskar von Arnim über den Verlust eines Sohnes zu trösten sucht, sagt er: „Wir sollen uns an diese Welt nicht hängen und nicht in ihr heimisch werden; noch zwanzig oder dreißig Jahre im glücklichsten Falle, und wir sind beide über die Sorgen dieses Lebens hinaus, und unsre Kinder sind an unserm jetzigen Standpunkt angelangt und gewahren mit Erstaunen, daß das eben so frisch begonnene Leben schon wieder bergab geht. Es wäre das An- und Ausziehen nicht wert, wenn es damit vorbei wäre.“

Seitdem sind Jahre voll glänzender Erfolge verfloßen. Der Kanzler hat sich mit unvergänglicher Ruhme bedeckt und seinem Volke im Kreise der Nationen eine Stellung errungen, die alles überragt, was ihm in frühern Jahrhunderten geboten war. Mancher wird meinen, er müsse auf die Reihe seiner Thaten und Schöpfungen zurückblicken wie Gott Vater auf die von ihm erschaffne Welt. „Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut.“ Vielleicht hat der Reichskanzler dieses Gefühl im großen und ganzen wirklich. Aber noch jetzt giebt es bei ihm Augenblicke, wo das Gegenteil der Fall zu sein scheint, Stimmungen voll Mißmut und Unzufriedenheit mit seinen Leistungen und seinem Schicksal, die förmlich betreffen machen. Dahin gehört ein Vorkommnis aus dem Herbst des Jahres 1877, das schon an andrer Stelle erzählt wurde. Es war in Barzin, und er saß, wie das seine Gewohnheit nach dem Essen, in der Abenddämmerung am Kaminofen im Hinterzimmer, an das der Wintergarten stößt. Nachdem er eine Weile schweigend vor sich hingesehen und von Zeit zu Zeit das Feuer mit einigen Tannenzapfen genährt hatte, begann er zu klagen, daß er von seiner politischen Thätigkeit wenig Freude und Befriedigung gehabt habe. Niemand liebe ihn deshalb. Er habe niemand damit glücklich gemacht, sagte er, sich selbst nicht, seine Familie nicht, auch andre nicht. Einige von der Gesellschaft wollten das nicht gelten lassen und erwiederten, eine ganze große Nation. Er aber fuhr fort: „Wohl aber viele unglücklich. Ohne mich hätte es drei große Kriege vielleicht nicht gegeben, wären achtzigtausend Menschen nicht umgekommen, und Eltern, Brüder, Schwestern, Wittwen trauerten nicht. . . Das habe ich indessen mit Gott abgemacht. Aber Freude habe ich wenig oder gar keine gehabt von allem, was ich gethan habe, dagegen viel Verdruß, Sorge und Mühe,“ was er dann noch weiter ausführte. Die Zuhörer schwiegen, und diejenigen, welche ähnliches von ihm noch nicht gehört hatten, waren befremdet. Man konnte an Achill denken, wenn er im Zelte vor Ilion zu Priamus sagt:

— Wir schaffen ja nichts mit unserer starrenden Schwermur;
Also bestimmten der Sterblichen Loos, der armen, die Götter,
Trübe in Gram zu leben, allein sie selber sind sorglos.

Die Rede des Kanzlers, des „ehernen Charakters,“ den man sich so gern als stolzen und seiner selbst sichern Geist vorstellt, nahm sich wie ein Echo der Stimmung aus, welche in der Betrachtung *To be or not to be* seufzt und Hamlet ausrufen läßt:

How weary, stale, flat and unprofitable
Seem to me all the uses of this world!
Eye on't! O fye! 'tis an unweeded garden
That grows to seed; things rank and gross in nature
Possess it merely.

Die Worte, die wir vernommen hatten, konnten als Kommentar zu dem von Goethe zitierten „schrecklichen“ Verse gelten:

Then old age and experience, hand in hand,
Lead him to death, and make him understand,
After a search so painfull and so long,
That all his life he has been in the wrong.

Noch mehr aber als an all diesen Pessimismus fand man sich an die Stelle des Kotheleth erinnert, wo der königliche Prediger klagt: „Da ich aber ansah alle meine Werke, die meine Hand gethan hatte, und Mühe, die ich gehabt hatte, siehe, da war alles eitel und Jammer und nichts mehr unter der Sonne.“ Was war es? Möglicherweise die Folge körperlicher Prozesse, Überreiztheit durch Denken, Abspannung, eine Dissonanz des nervösen Wesens des Redenden, vielleicht und wahrscheinlich auch ein mystischer Vorgang in seiner Seele, ein unbewusster Ausfluß seines christlichen Empfindens. Gewiß ist nur, daß er sich in den letzten Jahren wiederholt beinahe in denselben Worten und Wendungen ausgesprochen hat und niemals durch Einreden zu beschwichtigen gewesen ist.

Beispiele dafür, daß der Kanzler die Religion und speziell das Christentum schon frühzeitig als eines der Fundamente und Bollwerke des Staates und Rechtes, als Schutzmittel gegen die Revolution einerseits und die sentimentale, das Strafrecht aufweichende Humanität andererseits aufgefaßt hat, finden sich namentlich in seinen öffentlichen Reden. Wenn er hier auf die christliche Grundlage des preußischen und des deutschen Staates hinweist, so spricht das zwar auch für seine religiöse Anlage, aber mehr noch für seinen historischen Sinn. Er ist kein Aufklärer, sein Blick ist auf den natürlichen Zusammenhang des Gegebenen gerichtet. Europa, seine Kultur, seine politischen Gebilde haben sich wirklich auf dem Christentum, allerdings auch im Kampfe mit diesem, auferbaut, und darauf steht Bismarck. Am 15. Juni 1847 sagte er im Vereinigten Landtage: „Ich bin der Meinung, daß der Begriff des christlichen Staates so alt sei wie das *ci-devant* heilige römische Reich, so alt wie sämtliche europäische Staaten, daß er gerade der Boden sei, in welchem diese Staaten Wurzel geschlagen haben, und daß jeder Staat, wenn er seine Dauer gesichert sehen, wenn er die Berechtigung zur Existenz nur nachweisen will, sobald sie bestritten wird, auf

Grenzboten IV. 1882.

75

christlicher Grundlage sich befinden muß. Für mich sind die Worte „von Gottes Gnaden,“ welche christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntnis, daß die Fürsten das Szepter, das ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen. Als Gottes Willen kann ich aber nur erkennen, was in den christlichen Evangelien offenbart worden ist. . . Entziehen wir diese religiöse Grundlage dem Staate, so behalten wir als Staat nichts als ein zufälliges Aggregat von Rechten, eine Art Bollwerk gegen den Krieg aller gegen alle, welches die ältere Philosophie aufgestellt hat. Seine Gesetzgebung wird sich dann nicht mehr aus dem Urquell der ewigen Wahrheit regeneriren, sondern aus den vagen und wandelbaren Begriffen von Humanität, wie sie sich gerade in den Köpfen derjenigen, welche an der Spitze stehen, gestalten. Wie man in solchen Staaten den Ideen z. B. der Kommunisten über die Immoralität des Eigentums, über den hohen sittlichen Wert des Diebstahls als eines Versuches, die angeborenen Rechte der Menschen wiederherzustellen, das Recht, sich geltend zu machen, bestreiten will, wenn sie die Kraft dazu in sich fühlen, ist mir nicht klar; denn auch diese Ideen werden von ihren Trägern für human gehalten und zwar als die rechte Blüte der Humanität angesehen.“

In der großen Rede, die Bismarck am 15. November 1849 im Abgeordnetenhaus gegen die Zivilehe und über das christliche Volksbewußtsein hielt, begegnen wir folgenden charakteristischen Stellen: „Ich glaube nicht, daß es die Aufgabe der Gesetzgebung sein kann, das, was dem Volke heilig ist, zu ignoriren. Ich glaube im Gegenteile, daß, wenn die Gesetzgebung das Volk lehren und leiten will, es ihre Aufgabe ist, dahin zu wirken, daß das Volksleben sich in allen Verhältnissen fest auf den Stab des Glaubens an die Segnungen der Religion stütze, nicht aber diesen Stab, wo er vorhanden ist, als unnützes Zubehör von Obrigkeitswegen verwerfe und so die Achtung vor der Kirche und den religiösen Einrichtungen da, wo sie tiefe Wurzeln in dem Volksleben geschlagen hat, untergrabe, und dies in einer Zeit, die uns mit blutiger Schrift gelehrt hat, daß da, wo es den Freigeistern, die sich gebildet nennen, gelungen ist, ihre Gleichgiltigkeit gegen jedes positive Bekenntnis den großen Massen insoweit mitzuteilen, daß bei ihnen von dem Christentum als schaler Bodensatz nur eine zweideutige Moralphilosophie übrig geblieben ist, daß da nur das blanke Bajonnet zwischen den verbrecherischen Leidenschaften und dem friedlichen Bürger steht, daß da der Krieg aller gegen alle keine Fiktion ist. Haben Sie dem Menschen den geoffenbarten Unterschied zwischen gut und böse, den Glauben daran genommen, so können Sie ihm zwar beweisen, daß Raub und Mord durch die Gesetze, welche die Besitzenden zum Schutz ihres Eigentums und ihrer Person gemacht haben, mit schweren Strafen bedroht werden, aber Sie werden ihm nimmermehr beweisen, daß irgend eine Handlung an und für sich gut und böse sei. Ich habe in dieser Zeit manchen Sicht-

freund zu der schönsten Erkenntnis kommen sehen, daß ein gewisser Grad von positivem Christentume dem gemeinen Manne nötig sei, wenn er nicht der menschlichen Gesellschaft gefährlich werden soll. . . . Fahren wir auf diesem Wege fort, machen wir den Artikel 11, die Gewährleistung eines jeden Kultus, insoweit zur Wahrheit, daß wir auch den Kultus derjenigen demokratischen Schwärmer, die in den jüngsten Versammlungen ihren Märtyrer, Robert Blum, auf gleiche Linie mit dem Heiland der Welt stellen, durch Gendarmen gegen Störung schützen lassen, so hoffe ich es noch zu erleben, daß das Narrenschiff der Zeit an dem Felsen der christlichen Kirche scheitert*); denn noch steht der Glaube an das geoffenbarte Wort Gottes im Volke fester als der Glaube an die seligmachende Kraft irgend eines Artikels der Verfassung.

Als der Kanzler am 1. März 1870 im Reichstage des Norddeutschen Bundes auf die Reden der Abgeordneten antwortete, welche für Aufhebung der Todesstrafe aufgetreten waren, sagte er u. a.: „Wenn ich den Eindruck, den ich von der Diskussion habe, . . . resümiere, so ist es einmal der der Überschätzung des Wertes, welchen die Gegner der Todesstrafe dem Leben dieser Welt, und der Bedeutung, welche sie dem Tode beilegen. Ich kann mir denken, daß jemandem, der an eine Fortsetzung des individuellen Lebens nach dem leiblichen Tode nicht glaubt, die Todesstrafe härter erscheint als demjenigen, der an die Unsterblichkeit der ihm von Gott verliehenen Seele glaubt; aber wenn ich der Frage näher ins Auge sehe, so kann ich auch das kaum annehmen. Für jemand, der des Glaubens nicht ist — zu dem ich mich von Herzen bekenne —, der Tod sei ein Übergang von einem Leben in das andre, und wir seien imstande, auch dem schwersten Verbrecher auf seinem Grabe die trostreiche Versicherung zu geben: mors janua vitae — für jemand, der diese Überzeugung nicht teilt, müssen die Freuden dieses Lebens einen solchen Wert haben, daß ich ihn fast um die Empfindungen, die sie ihm bereiten, beneide; er muß in einer Beschäftigung leben, die für ihn so befriedigende Erfolge aufweist, daß ich seinen Gefühlen darin nicht zu folgen vermag, wenn er mit dem Glauben, daß seine persönliche Existenz mit diesem leiblichen Tode für ewig abgeschlossen sei, wenn er mit diesem Glauben es überhaupt der Mühe wert findet, weiter zu leben. Ich will Sie hier nicht auf den tragischen Monolog von Hamlet verweisen, der alle die Gründe anführt, die ihn bewegen sollten, nicht weiter zu leben, wenn die Möglichkeit nicht wäre, nach dem Tode vielleicht zu träumen, vielleicht doch noch etwas zu erleben — wer weiß was. Wer aber darüber mit sich einig ist, daß diesem Leben kein andres folgt, der kann dem Verbrecher, welcher, um mit dem Dichter zu reden, festen Blicks vom Rabensteine blicket, in das Nichts hinein-

*) Der Redner meinte damit selbstverständlich nicht den „Felsen Petri“ und hat das den Ultramontanen, als von Gerlach ihn an jenen Ausspruch erinnerte, am 17. Dezember 1873 ausdrücklich gesagt.

sieht, für den der Tod die Ruhe, der Schlaf ist, den Hamlet ersehnt, der traumlose, nicht zumuten, bei solcher Auffassung in der engen Zelle eines Gefängnisses, beraubt von allem, was dem Leben einen Reiz verleihen kann, . . . das Phosphoresziren seines Gehirnes noch eine Zeit lang fortzusetzen. . . Ich habe ferner den Eindruck gehabt, daß die gegnerische Auffassung von einer gewissen krankhaften Neigung geleitet war, den Verbrecher mit mehr Sorgfalt zu schonen und vor Unrecht zu schützen als sein Opfer. . . Ich bin gern bereit, zu erklären, daß die fortschreitende Vervollkommnung der menschlichen Einsicht und Bildung, alle die Güter der Zivilisation, die wir mit Recht rühmen hören, das Fortschreiten der Gesittung nicht ohne Anteil an der Sache [der Minderung der Verbrechen] ist, es ist aber das Fortschreiten derjenigen Gesittung, deren Grundlage sich auf das Christentum unsrer Väter zurückführen läßt; sie wirkt auch noch heute in allen Schichten des Volkes, sie trägt Sie noch heute, die Sitte; die Abschaffung der Todesstrafe dagegen hat nur auf sehr kurze und kleine Bezirke beschränkte Erfahrungen für sich. Ich halte mich meinerseits nicht für berechtigt, die Mehrheit der friedlichen Bürger dem Experiment ohne weiteres preiszugeben. . . Ich möchte also an die Herrn Juristen die Aufforderung richten: Schrecken Sie angesichts der hohen Aufgabe, die Ihnen von der Vorsehung auf-erlegt ist, nicht vor Erfüllung derselben in ihrem höchsten Stadium zurück, und werfen Sie das Richtschwert nicht von sich. Sie können sich dazu nur gedrungen fühlen, wenn Sie Ihrem Arm in seiner Handhabung lediglich menschliche Kraft zutrauen. Eine menschliche Kraft, die keine Rechtfertigung von oben in sich spürt, ist allerdings zur Führung des Richtschwertes nicht stark genug."

Wir haben keinerlei Grund, die Aufrichtigkeit des Glaubens Bismarcks an die persönliche Fortdauer nach dem Tode in Zweifel zu ziehen. Aber wir dürfen uns wohl die Frage vorlegen, was er, welcher erklärt, ohne die zusehensichliche Überzeugung, *mortem esse januam vitae*, sei das Leben wertlos, dazu sagen würde, wenn jemand ihm den „Faust“ aufschlüge und auf folgende Stelle hinwiese:

Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken Seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um,
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen?
Was er erkennt, läßt sich ergreifen.

Das folgende Zitat, welches teilweise schon zu den Belegen für unsre dritte Behauptung in Betreff der Ursachen und Motive der religiösen Richtung Bismarcks gehört, liefert den Nachweis, daß er hierin seinen frühern Anschauungen im wesentlichen treu geblieben ist. In einer der Kulturkampfdebatten des preußischen Abgeordnetenhauses, am 10. Februar 1872, antwortete der Reichs-

kanzler einem der ultramontanen Gegner: „Der Herr Vorredner hat an Reden erinnert, die ich vor dreiundzwanzig Jahren, im Jahre 1849, gehalten habe. Ich könnte diese Bezugnahme einfach mit der Bemerkung abfertigen, daß ich in dreiundzwanzig Jahren, namentlich wenn es die besten Mannesjahre sind, etwas zuzulernen pflege, und daß ich überhaupt, ich wenigstens, nicht unfehlbar bin. Aber ich will weiter gehen. Was in jenen meinen Äußerungen an lebendigem Bekenntnis, an Bekenntnis zu dem lebendigen christlichen Glauben liegt [man beachte das „lebendigen,“ es schließt wohl den Gegensatz zu toten Dogmen ein], dazu bekenne ich mich noch heute ganz offen und scheue dieses Bekenntnis weder vor der Öffentlichkeit noch in meinem Hause an irgendeinem Tage; aber gerade dieser mein lebendiger, evangelischer, christlicher Glaube legt mir die Verpflichtung auf, für das Land, wo ich geboren bin, und zu dessen Dienst mich Gott erschaffen hat, und wo ein hohes Amt mir übertragen worden ist, dieses Amt nach allen Seiten hin zu wahren; und wenn die Fundamente des Staates von den Barrikaden und der republikanischen Seite her angegriffen wurden, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, auf der Bresche zu stehen, und werden sie von Seiten angegriffen, die eher berufen waren und noch immer sind, die Fundamente des Staates zu befestigen und nicht zu erschüttern [das Zentrum und in Betreff des Schulaufsichtsgesetzes die Altkonservativen], so werden Sie mich auch da zu jeder Zeit auf der Bresche finden. Das gebietet mir das Christentum und mein Glaube.“

Daß Bismarck in solchen Fällen, wo seine religiöse Überzeugung dem Staatswohle geopfert werden mußte, nicht anstand, das Opfer zu bringen, hat er 1873 bei Erledigung der Frage wegen der obligatorischen Zivilehe gezeigt. Am 17. Januar jenes Jahres erklärte er im Abgeordnetenhaus, daß er sich „nicht bereitwillig, sondern ungern und nach großem Kampfe“ entschlossen habe, beim Könige die Vollziehung der betreffenden Vorlage zu beantragen, und fuhr dann fort: „Ich habe hier nicht Dogmatik zu treiben, ich habe Politik zu treiben. Aus dem Gesichtspunkte der Politik habe ich mich überzeugt, daß der Staat in der Lage, in welche das revolutionäre Verhalten der katholischen Bischöfe den Staat gebracht hat, durch das Gebot der Notwehr gezwungen ist, das Gesetz zu erlassen, um die Schäden von einem Teile der Unterthanen Sr. Majestät abzuwenden, welche die Auflehnung der Bischöfe gegenüber dem Gesetze und dem Staate über diesen Teil der königlichen Unterthanen verhängt hat, und um von seiner Seite, so viel an ihm liegt, und so viel der Staat vermag, seine Pflicht zu thun.“

Wir kommen nun zu jener dritten Grundlage der Religiosität des Fürsten. Neben dem starken Gefühle der Eitelkeit alles Irdischen und Menschlichen, neben der in ihm ruhenden und von Zeit zu Zeit lebendig und laut werdenden wehmütigen Empfindung des Endlichen geht — so dürfen wir wenigstens aus einer Anzahl seiner Äußerungen schließen — der Glaube her, daß über oder

in dieser vergänglichen Welt mit ihrem Wechsel und ihrem Schmerz ein Ewiges, Festes und allein wahrhaft Wirkliches lebt und herrscht. Es ist ihm, um in der Sprache der Kanzel zu reden, ein himmlischer Urquell seiner Pflicht sowohl wie seiner Berechtigung, ein göttlicher Leitstern, der nie seine Stelle verläßt und nie sein Licht verändert, und auf den er allezeit sein Auge gerichtet halten muß, wenn es unter vielen Wegen den rechten zu finden gilt, eine niemals versagende Stütze und ein immer dem Suchenden geöffneter Schatz von Kraft für den schwer arbeitenden, kämpfenden Menschengesitt. Gewißheit ist das erste Bedürfnis, die Lebenslust des Helden. Er muß außerhalb des Endlichen, Schwankenden und Verschwindenden einen Punkt haben, auf dem er mit beiden Füßen stehen kann, wenn er die Welt heben und in andre Bahnen stellen will. Schöpferisches Thun ist unmöglich, wenn die Überzeugung dessen, der sich dazu anschickt, nicht auf unverrückbarem Grunde ruht. Luthers ganze Natur findet ihren Ausdruck im ersten Verse seines Liedes „Ein' feste Burg ist unser Gott.“ Andre Heroen der Geschichte, Napoleon z. B., haben einzig in sich selbst, in ihrem Bedürfnis nach Macht, nach Geltung ihres Ich das Gesetz ihres Strebens gesucht und es dann unter andrem Namen, als in der Weltordnung begründet, ihrer Umgebung, ihrer Nation, ihrer Zeit aufgezwungen. Unser politischer Reformator suchte und fand es, wo der religiöse es gesucht und gefunden hatte. Er nennt seinen Fund, sein Gesetz, den Quell seines Pflichtgefühls, seiner Kraft zum Schaffen und seines Trostes in Nöten Gott, Glaube oder Christentum, beiläufig ungefähr wie Luther, andre nennen ihn Gewissen. Gott aber wohnt im Gewissen aufsteigender Völker, in dem, was ihnen ihre Wege vorschreibt, sie im politischen Leben antreibt und führt, sie unwiderstehlich im großen und ganzen so und nicht anders streben und handeln läßt, und der Held erkennt oder ahnt dieses Agens, nimmt es in sich auf und verschmilzt mit ihm, und so meinen beide, Bismarck und die andern, im wesentlichen dasselbe. Bewußt und unbewußt, immer hat Bismarck sein Genie in den Dienst des deutschen Gewissens, des altpreussischen Pflichtgefühls gestellt, mit Kants kategorischem Imperativ gearbeitet, gekämpft und gesiegt. Das hat er mitunter auch ausgesprochen, namentlich in den letzten Jahren, während er sich früher meist in theologischen Formen darüber äußerte.

Wünscht man das alles einfacher, nüchterner und weltlicher ausgedrückt, so könnte manchem vielleicht das Urteil eines Freundes genügen, der sich gegen den Verfasser dahin äußerte: „Er [Bismarck] ist im Punkte der Religion offenbar Dilettant, er ist kein Theolog und hat sich kein System, keine organisch gegliederte, zusammenhängende Überzeugung gebildet. Er ist religiös wie eine praktische Natur, die sich irgendwie den Rücken deckt. Er kann viel, wirkt viel, aber er fühlt doch, daß er nicht alles kann, und daß unendliche Dinge und Umstände ihm entgehen. Er sucht und findet, wenn ihm dieses Gefühl kommt, Ergänzung. Napoleon der Erste nennt das l'ordre des choses, Bismarck

nennt es Gott. Beiden wird es bei all ihrer Macht, all ihrem Überblick doch zuweilen bange, sie fühlen sich einsam und versenken sich gern von Zeit zu Zeit in die Substanz, in das Allgemeine, wo sich die Fesseln des individuellen Daseins lösen. Bismarck hat einen Gott außer sich. Vergleichen Sie damit Goethe im Proömium unter der Rubrik „Gott, Gemüt und Welt“:

Im Innern ist ein Universum auch;
Daher der Völker löblicher Gebrauch,
Daß jeglicher das Beste, was er kennt,
Er Gott, ja seinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erde übergiebt,
In fürchtet und, wo möglich, liebt.

Bismarcks Pflichtgefühl aber ist altpreußisch. Auch Kant und Fichte sind Preußen, Propheten der Energie des Willens. Bismarck ist wie eine geniale, wundervolle Personifikation Preußens. Die wahren Preußen aber sind der kleine Adel, die Armee und die Beamten — wie sie bisher waren. Bismarck ist der preußische Edelmann, der Militär, der Beamte. Dazu ein klein wenig Frivolität, die als Gegenstück dahin gehört, und die dem Kanzler auch nicht fehlt.“

Man wolle damit die folgenden Belege zu dem eignen Urteile des Verfassers zusammenhalten. Als Bismarck vom König von Dänemark das Großkreuz des Dannebrogordens verliehen wurde, verlangte das Herkommen, daß er sich für sein in einer Kopenhagener Kirche aufzuhängendes Wappenschild eine doppel sinnige Devise wähle. Er sann nach und fand den Spruch: In trinitate robur, im dreieinigen Gott meine Stärke, aber auch, mit Beziehung auf das alte Wappenzeichen des Schönhaufener Zweiges seiner Familie: im Dreiblatt (Klee) Eichenlaub. In einem Schreiben vom 16. Mai 1864, in welchem er sich gegen einen preußischen Konservativen (wohl Gerlach, man wolle das beachten) über die schleswig-holsteinische Frage und eine dieselbe betreffende patriotische Adresse äußert, sagte er: „Je länger ich in der Politik arbeite, desto geringer wird mein Glaube an menschliches Rechnen,“ und gegen den Schluß hin: „Sie sehen daraus, wie ich nach Menschenwitz die Sache auffasse; im übrigen steigert sich bei mir das Gefühl des Dankes für Gottes bisherigen Beistand zu dem Vertrauen, daß der Herr auch unfre Irrtümer zu unserm Besten zu wenden weiß; das erfahre ich täglich zur heilsamen Demütigung.“ Als der Kanzler am Morgen nach der Schlacht bei Sedan vom General Reille zu der bekannten Zusammenkunft mit dem Kaiser der Franzosen abgerufen wurde, fanden sich auf dem Tische neben dem Bette, in welchem er die Nacht geschlafen, die „Täglichen Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeinde für 1870,“ und am Boden lag ein Andachtsbuch ähnlichen Charakters: „Die tägliche Erquickung für gläubige Christen.“ Beide waren ihm vermutlich von Hause nachgeschickt worden, sein Diener aber versicherte, daß Excellenz vor dem Einschlafen in diesen Schriften zu lesen pflege. 1847

hatte Bismarck eine Rede im vereinigten Landtage mit den Worten geschlossen: „Schmälern wir dem Volke nicht sein Christentum, indem wir ihm zeigen, daß es für seine Gesetzgeber nicht nötig sei; nehmen wir ihm nicht den Glauben, daß unsre Gesetzgebung aus der Quelle des Christentums schöpfe, und daß der Staat die Realisirung des Christentums bezwecke, wenn er auch diesen Zweck nicht immer erreicht. Wenn ich mir als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs gegenüber einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muß ich bekennen, daß ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde, daß mich die Freude und das aufrechte Ehrgefühl verlassen würde, mit welchem ich jetzt meine Pflichten gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin.“ Man vergleiche damit eine Stelle in der Rede, welche der Fürst am 9. Oktober 1878 bei der Beratung des Sozialistengesetzes im Reichstage hielt. Er sagte hier u. a.: „Wenn ich zu dem Glauben gekommen wäre, der diesen Menschen [den Sozialdemokraten] beigebracht worden ist — ja, ich lebe in einer reichen Thätigkeit, in einer wohlhabenden Situation, aber das alles könnte mich doch nicht zu dem Wunsche veranlassen, einen Tag weiter zu leben, wenn ich das, was der Dichter sagt, «an Gott und bessere Zukunft Glauben» nicht hätte.“

Besonders stark und drastisch äußerte sich das religiöse Gefühl, mit welchem der Kanzler seine Pflicht zu kämpfen und auszuhalten und seine Kraft zum Handeln und Dulden aus Gott ableitet, in einer Tischrede, die er am 28. September 1870 in Rothschilts Schloß zu Ferrieres hielt, und die in der Schrift „Graf Bismarck und seine Leute“ (Bd. I, S. 208) mit Auslassung einer Anzahl von Kraftstellen wörtlich mitgeteilt ist. Er bemerkte da u. a.: „Wenn ich nicht mehr Christ wäre, diene ich dem Könige keine Stunde mehr. Wenn ich nicht meinem Gotte gehorchte und auf ihn rechnete, so gäbe ich gewiß nichts auf irdische Herren. Ich hätte ja zu leben und wäre vornehm genug. . . . Warum soll ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und Verdrießlichkeiten aussetzen und übler Behandlung, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine Schuldigkeit thun zu müssen. Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, welche diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomaten-gewerbe gleich an den Nagel hängen oder das Geschäft garnicht übernommen haben. Ich weiß nicht, wo ich mein Pflichtgefühl hernehmen soll, wenn nicht aus Gott. Orden und Titel reizen mich nicht — der entschlossene [d. i. zuversichtliche und zur Bethätigung bereite] Glaube an ein Leben nach dem Tode — deshalb bin ich Royalist; sonst wäre ich von Natur Republikaner. . . . Ich habe die Standhaftigkeit, die ich zehn Jahre lang an den Tag gelegt habe gegen alle möglichen Absurditäten. . . ., nur aus meinem entschlossenen Glauben. Nehmen Sie mir diesen Glauben, und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler garnicht erlebt haben. . . .“

Schaffen Sie mir einen Nachfolger mit dieser Basis und ich gehe auf der Stelle . . . Wie gern ginge ich! Ich habe Freude am Landleben, an Wald und Natur. Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der morgen einpakt und nach Warzin ausreißt . . . und seinen Hafer baut.“

Am 30. Januar 1871 hielt der Kanzler in Versailles den zur Unterhandlung aus Paris erschienenen Franzosen bei Tafel eine Art Vorlesung über die Art, wie er seine Pflicht und Aufgabe als Politiker auffaßt. Er sagte da ungefähr, konsequent sein werde in der Politik häufig zum Fehler, zu Eigensinn und Selbstwilligkeit. Man verblende und stemme sich damit gegen das Leben, das die Verhältnisse und Bedürfnisse unaufhörlich verändere (die göttliche Kraft und den göttlichen Trieb im Volke, der oben, vielleicht nicht ganz zutreffend und die Sache erschöpfend, dessen Gewissen genannt wurde). Man müsse sich nach den Thatsachen, nach der Lage der Dinge, nach den Möglichkeiten ummodelln, seinem Vaterlande nach den Umständen dienen, nicht nach seinen Meinungen, die oft Vorurteile wären. Als er zuerst in die Politik eingetreten sei, habe er andre Ansichten und Ziele gehabt als jetzt. Er habe sich aber überlegt und sich dann nicht gescheut, seine Wünsche teilweise oder auch ganz den Bedürfnissen des Tages zu opfern, um zu nützen. Er schloß dann mit den Worten: *La patrie veut être servie et pas dominée*, was seinen gallischen Zuhörern, wohl vorzüglich durch seine prägnante Form, stark imponirte. Als darauf einer derselben bemerkte, dieses *servie* ließe freilich auf Unterordnung des genialen Individuums unter die Meinung und den Willen der Majorität hinaus, und die Majoritäten hätten stets wenig Verstand, wenig Sachkenntnis und wenig Charakter besessen, erwiederte der Kanzler sehr schön, indem er das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit vor Gott als einen seiner Leitsterne hervorhob und dem *droit du génie* gegenüber, welches der Franzose hochgehalten wissen wollte, das *devoir* (offenbar jenen kategorischen Imperativ Kants) als das Vornehmere und in ihm Mächtigere betonte.

Inhalt und Ton einiger von den oben angeführten Äußerungen Bismarcks haben manchen an Cromwell denken lassen. Wer sie genauer ansieht, wird das nicht oder doch nur mit Einschränkungen zugeben können. Eher kann man sich hier mitunter an Carlyle erinnern finden. Dagegen hat der Begründer der Größe Deutschlands mit dem mächtigen Geiste, der England zur Weltmacht erhob, nach einer hier in Betracht kommenden Seite hin eine sehr entschiedene Ähnlichkeit. Cromwell übte, obwohl er ein strenggläubiger, inbrünstiger und eifriger Puritaner war, gegen Katholiken, Quäker und Juden eine bis dahin in England unbekannt Duldung. Ebenso ist Bismarcks religiöser Sinn nicht mit Eifer für Dogmen verbunden, nicht zudringlich und nicht intolerant. Seine Billigkeit, einer der hervorstechenden Züge seines Charakters, verlangt das. Jedem das

Seine, soweit es nicht wider das Staatsinteresse ist. Er weiß, daß er „unter Heiden lebt,“ will aber „keine Proselyten machen.“

„Christentum, nicht Konfession wie die Hofprediger,“ sagte er einmal — es war wohl im Winter von 1878 zu 1879 — zum Verfasser dieser Darstellung. Bei einem Tischgespräche, das am 12. August 1870 zu St. Avoold stattfand, kam die Rede u. a. auf die Mormonen mit ihrer Vielweiberei und den Umstand, daß die Vereinigten Staaten eine solche Sekte bisher geduldet, und bei diesem Anlaß entwickelte der Kanzler Grundsätze, die der Glaubensfreiheit entschieden günstig lauteten. Nur dürfe, so setzte er hinzu, die Duldsamkeit nicht bloß von der einen Seite verlangt und geübt werden. „Jeder muß nach seiner Façon selig werden können,“ bemerkte er. „Das Kirchenvermögen aber muß natürlich denen verbleiben, welche bei der alten Kirche bleiben, die es erworben hat. Wer austritt, muß seiner Überzeugung oder vielmehr seinem Unglauben ein Opfer bringen können. . . Den Katholiken nimmt man es wenig übel, wenn sie orthodox sind, den Juden garnicht, den Lutheranern aber sehr, und die Kirche wird fortwährend als verfolgungssüchtig verschrieen, wenn sie die Nichtorthodoxen abweist; davon aber, daß die Orthodoxen von der Presse und im Leben verfolgt werden und verspottet — das finden die Leute ganz in der Ordnung.“ Als später während des Krieges jemand bei Tafel das Thema von der Toleranz aufs Tapet brachte, erklärte sich der Minister nicht weniger unumwunden für Duldsamkeit in Religionsfachen. „Aber, so fuhr er wieder fort, die Aufgeklärten sind auch nicht tolerant. Sie verfolgen die, welche gläubig sind, zwar nicht mit Scheiterhaufen — denn das geht nicht mehr —, aber mit Spott und Hohn in der Presse, und im Volke, soweit es zu den Nichtgläubigen gehört, ist man darin nicht weiter als früher. Ich möchte nicht sehen, mit welchem Vergnügen man dabei sein würde, wenn der Pastor Knak gehenkt würde.“ Man erwähnte, daß der alte Protestantismus höchst intolerant gewesen sei, und Bucher machte darauf aufmerksam, daß nach Buckle die Hugenotten eifrige Reaktionäre gewesen seien, und daß dies von den damaligen Reformirten überhaupt gelte. „Nicht gerade Reaktionäre, erwiederte der Kanzler, aber kleine Tyrannen, jeder Pastor war ein kleiner Papst.“ Er führte Calvins Verfahren gegen Servet an und setzte hinzu: „Auch Luther war so.“ Ein anderer Tischgenosse erinnerte daran, wie er Karlstadt und die Münzerschen Schwarmgeister behandelt, und an die Wittenberger Streittheologen, desgleichen an die Hinrichtung des Kanzlers Krell in Dresden, der seinen Kryptocalvinismus mit dem Tode gebüßt habe. Bucher erzählte, daß die schottischen Presbyterianer zu Ende des vorigen Jahrhunderts jemand, der Thomas Paines Buch von den Menschenrechten einem andern mit geliehen, zu einundzwanzigjähriger Deportation verurteilt und sofort in Ketten gelegt hätten.*) Ein anderer Gast des Kanzlers wies wieder auf die Puritaner

*) Die sogenannten schottischen Märtyrer Muir, Palmer u. a. im Jahre 1793 sind gemeint.

der Neuengland-Staaten hin, die mit ihrer starren Intoleranz gegen Andersdenkende und neuerdings mit ihrem Liquor-Law den ärgsten Zwang und Druck ausgeübt hätten und noch heute übten. „Und die Sonntagsheiligung in England und Amerika, sagte Bismarck. Das ist doch eine ganz erschreckliche Tyrannei. Ich erinnere mich, als ich das erstemal nach England kam und in Hull landete, daß ich da auf der Straße pfiß. Ein Engländer, den ich an Bord kennen gelernt hatte, bat mich, doch nicht zu pfeifen. . . Ich fragte: Warum denn nicht? Ist das hier verboten? Nein, versetzte er, aber 's ist Sabbath. Das verdross mich dermaßen, daß ich gleich ein Billet auf einen andern Dampfer nahm, der nach Edinburg fuhr, da es mir nicht gefiel, nicht pfeifen zu dürfen, wenn ich Lust hatte. . . Ich bin sonst durchaus nicht gegen die Sonntagsheiligung,“ fuhr er fort, nachdem Bucher bemerkt, der Sonntag in England sei im allgemeinen nicht so schlimm, ihm habe er immer sehr wohlgethan mit seiner Stille nach dem Gewühl und Geräusch der Londoner Werkeltage, wo der Spektakel schon früh losginge. „Im Gegenteil, ich thue als Guts herr dafür, was ich kann. Nur will ich nicht, daß man die Leute dazu zwingt. Jeder muß wissen, wie er sich am besten aufs künftige Leben vorbereitet. . . Sonntags sollte nirgends gearbeitet werden, nicht so sehr, weil es unrecht ist, gegen Gottes Gebot, als der Menschen wegen, die Erholung haben müssen. Das gilt freilich nicht vom Staatsdienste, besonders vom diplomatischen, wo auch Sonntags Depeschen und Telegramme kommen, die erledigt sein wollen. Auch dagegen ist nichts zu sagen, daß unsre Bauern in der Ernte, wenn es lange geregnet hat, und es Sonnabends Nachmittags schön Wetter werden will, daß die dann ihr Heu und Korn des Sonntags einbringen. Ich würde es nicht übers Herz bringen, das meinen Pächtern, etwa im Kontrakte, zu untersagen. Ich selber kann mir das gestatten, da ich den etwaigen Schaden eines Montagsregens mit ansehen kann.“ Als jemand schließlich erwähnte, daß fromme Leute in Newyork des Sonntags nicht einmal kochen ließen, und daß er deshalb eines Tages, von einer dortigen vornehmen Familie zum Diner eingeladen, kalt habe speisen müssen, bemerkte der Kanzler: „Ja, in Frankfurt, als ich noch freier war, haben wir Sonntags auch immer ganz einfach gegessen, und ich habe da niemals anspannen lassen, der Leute wegen.“

Eines Tages — wahrscheinlich im Herbst 1876 — machte der Fürst in Barzin einen Ausflug zu Pferde, der ihn bis an die Grenze der Herrschaft führte. Zu seinem Erstaunen sah er hier, obwohl es ein Sonntag war, eine Anzahl von Landleuten beschäftigt, das Feld mit Hacke und Spaten zu bearbeiten. „Was sind denn das für Leute dort?“ erkundigte er sich bei seinem Inspektor. „Unsre Tagelöhner, Durchlaucht,“ war die Antwort. Wir können sie an den sechs Wochentagen nicht entbehren, und so müssen sie ihre eignen Ackerstücke am Sonntage bestellen.“ Der Fürst ritt darauf nach Hause, wo er sich ohne Verzug hinsetzte, um allen Inspektoren und Verwaltern seiner

Güter eine schriftliche Weisung zugehen zu lassen, nach welcher fortan die Bestellung der Felder seiner Tagelöhner derjenigen seiner eignen vorangehen, dafür aber von jenen in Zukunft keine Sonntagsarbeit mehr gethan werden sollte. Die Folge war, daß die Tagelöhner von dieser Zeit an das, was ihre Feldparzellen nötig hatten, in zwei oder drei Tagen besorgten und sich dann flott und vergnügt an die Arbeit auf dem herrschaftlichen Lande begaben, sodaß der Oberinspektor bald berichten konnte, die Bestellung der Acker auf dem letztern sei noch niemals so rasch von statten gegangen als in der letzten Zeit.

Als jetzt in ziemlich weiten Kreisen genügend erkannt darf betrachtet werden, daß die Maßregeln, mit denen der Reichskanzler den Anmaßungen und Übergriffen der Ultramontanen gegenübertrat, sich nicht gegen die religiöse, sondern gegen die politische Seite der katholischen Kirche richteten, also nicht auf intolerante Gesinnung zurückzuführen waren. Nur die Einmischung der römischen Kurie in das staatliche Recht und Leben Preußens und Deutschlands konnte und sollte nicht tolerirt werden. Wenn man sich gegenwärtig unter allen Verständigen darüber klar sein wird, so mögen doch noch einige Erinnerungen und Hinweise erlaubt und nützlich sein. Es giebt auch viele Unverständige und Bergeßliche im Lande, und das Sprichwort, nach welchem Lügen kurze Beine haben, ist erfahrungsmäßig eine Regel mit Ausnahmen.

Als während des Aufenthaltes der mobil gemachten Abteilung des auswärtigen Amtes in Versailles vom Einbruche der Italiener in den Quirinal und der Absicht des Papstes, seine Residenz von Rom hinweg und vielleicht nach Deutschland zu verlegen, die Rede war, bemerkte der Kanzler nach einer längern Auseinandersetzung der Möglichkeiten und Folgen einer Übersiedlung des heiligen Vaters nach Köln oder Fulda: „Na und schließlich, wenn nun auch etliche Leute in Deutschland wieder katholisch würden — ich werd's nicht —, so hätte das nicht viel zu bedeuten, wenn sie nur gläubige Christen wären. Die Konfessionen machen's nicht, sondern der Glaube.“

Im diplomatischen Verkehr aber sowie in den Parlamenten hat sich der Fürst wiederholt und in unzweideutigster Sprache dahin geäußert, daß seiner Politik die Absicht einer Beeinträchtigung der katholischen Kirche in ihrer Eigenschaft als Heilanstalt gänzlich fern liege. Als Graf Arnim, der frühere preussische Botschafter bei der Kurie, um die Mitte des Mai 1869 in einer Depesche den Vorschlag machte, Preußen möge, eventuell in Gemeinschaft mit dem übrigen Deutschland, nach dem Gebrauche der Regierungen bei früheren Konzilien sich auf der Vatikanischen Kirchenversammlung durch bestimmte Bevollmächtigte (oratores) als Staat vertreten lassen, und Bismarck dies ablehnte, führte er unter den ihm gegen den Arnimschen Gedanken sprechenden Gründen auch den an: „Für Preußen giebt es verfassungsmäßig wie politisch nur einen Standpunkt, den der vollen Freiheit der Kirche in kirchlichen Dingen und der entschiedenen Abwehr jedes Übergriffs auf das staatliche Gebiet.“ Bei der Be-

ratung des Kultusetats im preußischen Abgeordnetenhaus, die am 30. Januar 1872 stattfand, erklärte der Kanzler gegen den Schluß einer längern Rede hin: „Es ist der ernste Wille der Regierung, daß jede Konfession und vor allen Dingen die so angesehene und durch ihre Volkszahl große katholische innerhalb dieses Staates sich mit aller Freiheit bewegen soll. . . . Jedes Dogma, auch das von uns nicht geglaubte, welches so und so viele Millionen teilen, muß für ihre Mitbürger und für die Regierung jedenfalls heilig sein. Aber wir können den dauernden Anspruch auf Ausübung eines Teiles der Staatsgewalt den geistlichen Behörden nicht einräumen, und soweit sie dieselbe besitzen, sehen wir im Interesse des Friedens uns genötigt, sie einzuschränken, damit wir nebeneinander Platz haben, damit wir in Ruhe miteinander leben können.“ Am 14. Mai 1872 bemerkte der Fürst, nachdem er vor dem Reichstage sein Befremden und Bedauern über die Ablehnung des zum Vertreter Preußens beim heiligen Stuhle vorgeschlagenen Fürsten Hohenlohe ausgesprochen: „Die Regierung schuldet unsern katholischen Mitbürgern, daß sie nicht müde werde, die Wege aufzusuchen, auf denen die Regelung der Grenze zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt, deren wir im Interesse unsers innern Friedens absolut bedürfen, in der schonendsten und konfessionell am wenigsten verstimmenden Weise gefunden werden könne.“ Am 10. März 1873, bei der Beratung der Verfassungsänderungen im Herrenhaus, sagte der Reichskanzler: „Es handelt sich nicht, wie unsern katholischen Mitbürgern eingeredet wird, um den Kampf einer evangelischen Dynastie gegen die katholische Kirche, es handelt sich nicht um den Kampf zwischen Glauben und Unglauben, es handelt sich um den uralten Machtkampf zwischen Königtum und Priestertum, den Machtkampf, der viel älter ist als die Erscheinung unsers Erlösers in dieser Welt. Dieser Machtkampf unterliegt denselben Bedingungen wie jeder andre politische Kampf, und es ist eine Verschiebung der Frage, die auf den Eindruck auf urteilslose Leute berechnet ist, wenn man sie darstellt, als ob es sich um Bedrückung der Kirche handele. Es handelt sich um Verteidigung des Staates, es handelt sich um die Abgrenzung, wie weit die Priesterherrschaft und wie weit die Königsherrschaft gehen soll, und diese Abgrenzung muß so gefunden werden, daß der Staat dabei bestehen kann. Denn in dem Reiche dieser Welt hat er das Regiment und den Vortritt.“

Wie der Fürst von 1878 an die Friedensliebe und die Duldsamkeit, die sich in diesen Zitaten kundgibt, bethätigt hat, ist noch in frischer Erinnerung und bedarf somit nicht der näheren Betrachtung und Belegung mit Beispielen.

Wenn Bismarck die Sonntagsheiligung nicht sowohl aus der biblischen Offenbarung, aus dem mosaischen Gebote als vielmehr aus dem weltlichen Bedürfnisse nach einem Ruhetage rechtfertigt, so giebt er, wie es scheint, überhaupt nicht sehr viel auf kirchliche Observanzen und Zeremonien. So ist er z. B. kein fleißiger Kirchengänger. Wenigstens war er dies nach den Erfahrungen und Erkundigungen des Verfassers dieser Untersuchung in dem letzten Jahrzehnte weder

in Berlin noch in Warzin. Gesekiel berichtet zwar: „Der Ministerpräsident hält sich mit seinem Hause zur nahen Dreifaltigkeitskirche, in welcher er einst konfirmirt wurde. [Nach derselben Quelle durch Schleiermacher.] Das Abendmahl empfängt er aus der Hand des Konsistorialrats Souchon, der auch seine Kinder konfirmirt hat. Wenn Bismarck krankheits halber dem öffentlichen Gottesdienste nicht beiwohnen kann, so läßt er gern durch einen jüngern Geistlichen für sich und die Seinen einen Privatgottesdienst abhalten.“ Der Verfasser dieses Aufsatzes weiß nicht, aus welcher Zeit dies erzählt wird. Er weiß dagegen bestimmt, daß es seinen eignen Beobachtungen nicht entspricht. Er war länger als drei Jahre, von Ende Februar 1870 bis Ende März 1873, im Auswärtigen Amte angestellt und dort, wenn sein Chef in Berlin war, auch an den Sonntagen ohne Ausnahme acht bis zehn Stunden zugegen. Er entsinnt sich aber nicht, gesehen oder gehört zu haben, daß der Minister im Verlaufe dieser Zeit die Kirche besucht hätte, obwohl derselbe keineswegs immer krank war, und seines Wissens fand ein Hausgottesdienst der von Gesekiel erwähnten Art in jenen drei Jahren bei Bismarck nur ein einziges mal statt. Am 25. Juli 1870 schrieb ich in mein Tagebuch: „Graf Bismarck nimmt heute früh 11 Uhr oben in seiner Wohnung mit den Seinigen das heilige Abendmahl. Er läßt anfragen, ob jemand aus unserm Bureau sich dabei beteiligen wolle, aber es meldet sich niemand dazu.“ Es war eine Ausnahme von der Regel, und ein großer Moment gab dazu Veranlassung. Sechs Tage vorher hatte Frankreich uns den Krieg erklärt, und sechs Tage nach dieser Abendmahlsfeier verließ der Kanzler an der Seite des Königs Berlin, um zum deutschen Heere abzureisen.

Über Warzin schreibt dem Verfasser ein Freund, der dort fünf oder sechs Sommer und Herbst mit Bismarck verlebt hat, daß letzterer am Tage seiner silbernen Hochzeit (28. Juli 1872), einem Sonntage, mit Familie und Gästen zur Kirche in Wuffow gefahren ist. Er fügt hinzu: „Ich habe ihn auch sonst in den Jahren, die ich in Warzin war, zweimal dahin begleitet; einmal nahm er das Abendmahl.“ Wuffow ist das eine starke Viertelmeile von Warzin gelegne Dorf, wo letzteres eingepfarrt ist.

Während der sieben Monate des deutsch-französischen Krieges ging der Kanzler, soweit die Erinnerung des Verfassers reicht, dreimal zur Predigt, einmal in Rheims und zweimal in Versailles.

Die nächstliegende Ursache, weshalb der Reichskanzler nur selten eine Predigt hört und an dem Gemeindegesange teilnimmt, ist wohl mit dem Sprichwort ausgedrückt, nach welchen Herrendienst vor Gottesdienst geht. „Es ist, schreibt er im Juli 1865 an seine Schwester, soviel Müßen in meinem Leben, daß ich selten zum Wollen komme.“ „Der Tag sollte für mich eigentlich sechs bis sieben Stunden mehr haben, so viel habe ich zu thun,“ äußerte er einmal in Versailles, und das wird auch für die spätere Zeit ungefähr zutreffen, soweit es sich um die Monate handelt, die er in Berlin verweilt. Er hat keine Muße

für die Kirche, wie er keine für das Theater, für Konzerte, Kunstausstellungen und Hoffeste hat. Vielleicht denkt er auch, daß Herrendienst in allen wichtigen Fällen bei ihm Gottesdienst ist; denn, wie wir gesehen haben, faßt er seine Mission als Arbeit nach Gottes Willen, in Gottes Namen und zur Verwirklichung göttlicher Gedanken auf. Eine andre Ursache sind Gesundheitsrückichten. Er bekommt, wie er in Versailles einmal erklärte, von der Kälte, die in den Kirchen herrscht, Kopfschmerzen. Dasselbe deutet er in einem sehr charakteristischen Briefe an, den er am 26. Dezember 1865 an den ihm befreundeten Prediger Roman von André richtete. Es heißt da: „Was Kirchenbesuch betrifft, so ist es unrichtig, daß ich niemals ein Gotteshaus besuche. . . Ich gebe bereitwillig zu, daß es öfter geschehen könnte, aber es ist nicht so sehr aus Zeitmangel als aus Rücksicht auf meine Gesundheit, daß es unterbleibt, namentlich im Winter, und denen, die sich in dieser Beziehung zum Richter an mir berufen fühlen, will ich gern genauer Auskunft darüber geben. . . Wenn ich unter der Vollaufzahl der Sünder, die des Ruhmes vor Gott mangeln, hoffe, daß seine Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufes den Stab demütigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche, so soll mich dieses Vertrauen weder harthörig gegen tadelnde Freundesworte noch zornig gegen liebloses und hoffärtiges Urteil machen.“

Wie der Kanzler Zuschriften abwies, die unter die letztere Rubrik fielen, mag ein Beispiel zeigen. 1873, als die Altkonservativen ihm wegen der Stellung, die er zu der Schulaufsichtsfrage genommen, den Rücken wandten und ihn in ihren Blättern beföhdeten, hielt es „ein alter Herr in Pommern“ (Senfft Pilsach?) für Recht und Pflicht, ihn „in einem absurden Briefe salbungsvoll zur Einkehr und zum Gebete zu ermahnen.“ Der Fürst aber verwies ihn in seiner Antwort, die er dem Verfasser dieser Erörterung im Jahre 1881 teilweise vorlas, u. a. auf Psalm 12, 4 und 5, wo es heißt: „Der Herr wolle ausrotten alle Heuchelei und die Zunge, die da stolz redet. Die da sagen: unsere Zunge soll Überhand haben, uns gebühret zu reden; wer ist unser Herr?“

Selbst von seinem alten Freunde von André ließ Bismarck sich nicht imponiren, als dieser seine Meinung vom Duell mißbilligte. Er schreibt ihm in jenem Dezemberbriefe von 1865: „Was die Virchow'sche Sache anbelangt [er hatte den fortschrittlichen Professor, nachdem dieser ihn im Landtage dreist beleidigt, durch Herrn von Keudell fordern lassen, der Zungenheld war aber darauf nicht eingegangen], so bin ich über die Jahre hinaus, wo man in dergleichen von Fleisch und Blut Rat nimmt. Wenn ich mein Leben an eine Sache setze, so thue ich es [hier spricht in der That ein Geistesverwandter Cromwells] in demjenigen Glauben, den ich mir in langem, schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demütigem Gebete vor Gott gestärkt habe, und den mir Menschenwort, auch das eines Freundes im Herrn und eines Dieners seiner Kirche, nicht umstößt.“

Das Thema, welches wir uns im vorstehenden klar zu machen versucht haben, ist damit nicht hinreichend aufgehell't. Es giebt in genialen Menschen, in den Heroen, die wir verehren, dunkle Gründe des Könnens und Wollens, zu denen gewöhnlicher Verstand nicht hinabdringt, wie sehr er sich auch abmühe, tief zu kommen, ja über die sie selbst vielleicht sich keine deutliche und genügende Rechenschaft zu geben vermögen. „Ich möchte lieber schlafen, aber es denkt, es spekulirt in mir,“ sagte der Kanzler einmal in Versailles, als er von ruhelosen Nächten sprach. Was das „es“ war, das gegen seinen Willen in ihm dachte, blieb zu erraten. Man glaubte zu ahnen, aber nicht ohne Zweifel. So ist's auch in andern hier einschlagenden Fragen. Was man auch entdecke, immer bleibt ein unerklärlicher Rest, und wenn man sich sein Ergebnis ansieht, ist's nur ein Durchscheinen von Farben und Formen durch einen Vorhang, die Wahrheit, aber nicht die volle Wahrheit. Näher käme dieser wohl die tägliche Umgebung des Fürsten, falls sie dafür Sinn und Sinne hätte. Möglich, daß jener Rest etwas sehr einfaches ist, so einfach wie der Kern vieler Rätsel. So verhält sich's vermutlich auch mit dem, was zum Schlusse noch erwähnt werden muß.

Neben dem religiösen Glauben geht auch bei großen Geistern mitunter ein Etwas her, das von der aufgeklärten Welt als Aberglaube bezeichnet wird, und das, sowenig es im Christentum wurzelt, doch meist in einem gewissen Zusammenhange mit der Religion überhaupt steht, und auch davon finden wir bei Bismarck Spuren.

In Ostpreußen giebt es ein unbewohntes Schloß, das deshalb leer steht, weil seine Besitzer wissen wollen, es gehe darin das Gespenst einer Dame um, die dort ein Verbrechen begangen habe. Der Spuk soll sich bei hellem Tage zeigen. Als das einst bei Bismarcks erzählt wurde, und einer der Anwesenden über die Sache scherzte, sagte der Fürst ernst, man möge darüber nicht spotten und lachen; es könne sehr wohl etwas daran sein; denn er selbst habe einmal ähnliches erlebt. Er sprach sich bei dieser Gelegenheit hierüber nicht näher aus, meinte aber wahrscheinlich ein Vorkommnis in Schönhausen, über das Hefekiel berichtet: „Einmal lag Herr von Bismarck, er war aber damals noch nicht Ministerpräsident, zu Bett in dem Schlafzimmer, in welchem er geboren war [dasselbe blickt, wie zu beachten, mit seinen Fenstern auf den dicht darunter befindlichen Friedhof hinaus]; er hatte Gesellschaft im Schlosse, darunter einen Herrn v. Dewitz, und für den folgenden Morgen war eine Jagdpartie verabredet, zu welchem ein Diener die Herren frühzeitig wecken sollte. Plötzlich fuhr Bismarck auf aus dem Schlaf, er hörte, wie sich im Nebenzimmer die Thür zur Bibliothek öffnete, er glaubte leise Schritte zu vernehmen. Zunächst dachte er, der Diener komme, um ihn zu wecken, gleich darauf aber hörte er in einem dritten Zimmer Herrn von Dewitz «Wer da?» rufen. Er sprang aus dem Bette, die Uhr schlug zwölf, und es war niemand da.“

Nach der Schlacht bei Gravelotte sprach man bei Tische davon, was nach einer vollständigen Besiegung der Franzosen geschehen werde, und der Kanzler schloß eine Auseinandersetzung seiner Ansicht mit den Worten: „Doch sprechen wir nicht vom Felle des Bären, ehe er geschossen ist. Ich gestehe, ich bin in dieser Beziehung abergläubisch.“ Vermutlich schwebte ihm dabei etwas wie der altgriechische Meid der Götter vor. In Rheims zählte vor Beginn eines Diners Graf Bismarck-Böhlen die Kouvarts. „Wir sind doch nicht etwa dreizehn beim Essen,“ bemerkte er. „Nein. Das ist gut; denn der Minister hat das nicht gern.“ Ein andermal waren wir wirklich dreizehn bei Tische, und als ich das gegen Bucher, meinen Nachbar, äußerte, bat er mich, es nicht laut zu sagen, da es den Chef verstimmen würde. Am 14. Oktober 1870 kam der General Boyer als Unterhändler Bazaines nach Versailles zum Kanzler, aber Bismarck scheint an diesem Tage nichts ernstes mit ihm vorgenommen zu haben. Er fragte im Bureau: „Was haben wir heute für einen?“ — „Den Vierzehnten, Excellenz.“ — „So, da war Hochkirch und Jena, da muß man keine Geschäfte abschließen.“ Möglicherweise fiel ihm dabei auch ein, daß dieser Vierzehnte ein Freitag war. Wenigstens behauptete er bei andrer Gelegenheit während des Feldzugs, als von einer Unterhandlung gesprochen wurde, die mißlungen war: „Daran war der Freitag schuld,“ und 1852 hatte er aus Halle an seine Frau geschrieben: „Ich habe mich viel besonnen, ob gestern nicht doch am Ende Freitag war, als ich abreifte; ein dies nefastus war es jedenfalls,“ worauf er eine Reihe von Reiseverdrießlichkeiten, einen Gasthof mit Wanzen und „infamem Kaffee,“ Meßjuden, „höhere Geschäftsdamen aus der Reezenjasse“ und einen zudringlichen Geheimrat im Kucee als Beweise dafür folgen läßt. Als ihm der Grafentitel verliehen werden sollte, kämpfte er lange mit dem Bedenken, ob er ihn annehmen sollte; denn er wußte, daß eine Anzahl pommerscher Adelsfamilien, die ihn bekommen, in verhältnismäßig kurzer Zeit ausgestorben waren. „Das Land erträgt es nicht,“ meinte er, als er die Sache erwähnte. Am 23. November 1870, abends beim Thee, kam er in Versailles auf seinen Tod zu sprechen, und gab genau das Alter, das ihm zu erreichen, und das Jahr an, in welchem ihm zu sterben bestimmt sei. . . . „Ich weiß es,“ schloß er, als dagegen remonstrirt wurde, „es ist eine mystische Zahl.“ Sieben Jahre später, in Barzin, wiederholte er dem Erzähler dieses seltsamen Vorkommnisses jene Versicherung, setzte indes hinzu: „Doch das weiß nur Gott.“

Endlich mag noch Erwähnung verdienen, daß der Kanzler der Meinung ist, der Mond habe Einfluß auf alles Wachsende, namentlich auf Haare und Pflanzen. „Sie sehen noch einmal so jung aus, Herr Geheimrat,“ äußerte er einmal bei Tafel scherzend gegen Abeken, als dieser sich die Haare hatte schneiden lassen. „Man möchte gleich ihre Frau sein. Sie haben sich aber die Haare zu rechter Zeit schneiden lassen; der Mond ist im Wachsen. Und wie mit den Haaren ist's auch mit den Bäumen. Wenn die Wurzelstöcke der Birken wieder

ausschlagen und treiben sollen, fällt man den Stamm im ersten Viertel; sollen sie aber gerodet werden, im letzten. Es giebt Leute, Gelehrte, Schulmeister, die wollen das nicht glauben, aber unsre Förster wissen's besser und verfahren darnach, und die Forstverwaltung giebt ihnen Recht."

Der klarste Denker auf politischem Gebiete, tief und weitblickend wie keiner der Zeitgenossen, stets das Rechte kombinierend, vorurteilslos, über das Herkömmliche hoch erhaben. Ein Geisterseher, ein Tagewähler, ein Rechner mit mystischen Zahlen?

Oh, es giebt zwischen Himmel und Erde Dinge, von denen unsre Philosophie*) sich niemals träumen ließ. Man kann das hier in doppeltem Sinne verstehen. Ich möchte es in dem nehmen, in welchem es Shakespeare gebraucht. Starke Geister bleibe unbenommen, es anders anzuwenden. Publikus, auch ein starker Geist, wird ihnen dann beipflichten.



Altfränkische Bilder und Geschichten aus dem Koburger Ländchen.



en Lesern der Stockmarschen Denkwürdigkeiten sowie der biographischen Schriften über Friedrich Rückert — namentlich des Kühnerschen Buches (Dichter, Patriarch und Ritter) und eines längern Aufsatzes in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (1873, 39 ff.) — ist jedenfalls auch der Briefwechsel beider Freunde in der Erinnerung geblieben und wohl auch eine in demselben öfters genannte gemeinsame Freundin, Frau Billi Bergner (Madame la Bergère), in den

*) Hierzu die im Hinblick auf unsre materialistischen Physiker nicht überflüssige Bemerkung, daß philosophy bei Shakespeare wie in der ältern englischen Sprache überhaupt eine viel weitere Bedeutung hat als in der heutigen und als „Philosophie“ bei uns. Es umfaßt die sämtlichen Naturwissenschaften und diese vorzugsweise. Newtons Forschungen und Entdeckungen sind in den Philosophical Transactions veröffentlicht worden. Man kann also die oben zitierte Stelle in „Hamlet“ auch übersetzen: „Dinge, von denen eure Physik sich noch nichts träumen läßt.“ Der jetzt noch unbekannt Zusammenhang kann ja künftig gefunden werden. In Taming of the Shrew I, 1 spricht Tranio von Metaphysics, aber man vergleiche auch noch „Hamlet“ II, 2 die Rede des Prinzen kurz vor dem Auftreten des Polonius, wo jener sagt: 'S blood there is something in this more than natural, if philosophy could find it out, und dann wieder „Lear“ III, 4, wo der König äußert: Let me talk with this philosopher, what is the cause of thunder. Endlich spricht wohl auch die Stelle in Romeo and Juliet III, 3 für unsre Auffassung, wo Romeo dem Klosterbruder antwortet: Hang up philosophy! Unless philosophy can make a Juliet, displant a town, reverse a princes doom, it helps not. Doch ist es hier vielleicht ein Wortspiel gegenüber dem Mönche.